

# Sächsische Arbeiter-Zeitung

Organ zur Wahrung der Interessen der Arbeiterklasse.

Redaktions-Verlegungsstelle:  
Sächsische Arbeiter-Zeitung  
Verlagsgesellschaft m. b. H.  
Dresden, Neudamm 16.

Redaktions-Verlegungsstelle:  
Sächsische Arbeiter-Zeitung  
Verlagsgesellschaft m. b. H.  
Dresden, Neudamm 16.

Die „Sächsische Arbeiter-Zeitung“ erscheint wöchentlich sechs Mal: Sonnabends mit dem Beiblatt „Nach der Arbeit“ Preis monatlich 60 Pf., Bringerlohn 20 Pf., durch die Post bezogen vierteljährlich 2 M., 50 Pf.  
Nr. 199. Dresden, Sonnabend den 27. August 1892.

## Zur Tagesgeschichte. Deutsches Reich.

Dresden, 26. August.

Der Inhalt der Militärvorlage soll nach der „Nationalzeitung“ nun feststehen, jedoch soll man noch nicht wissen, ob dieselbe in der Reichstagsession von 1892/93 oder erst in der von 1893/94 eingebracht wird. Die zweijährige Dienstzeit soll hiernach nicht durch Gesetz eingeführt, sondern die Dauer der Dienstzeit für die Fußtruppen hauptsächlich erheblich herabgemindert werden, um eine Verstärkung der Reserve-Einsetzung zu erzielen. Dieselbe soll in einem Umfang vorgesehen sein, der zugleich eine Erhöhung der Friedenspräsenzstärke bedingen würde. Das Maß der tatsächlichen Herabminderung der Dienstzeit der Infanterie und der Steigerung der Ausschreibung würde sich unter diesen Umständen durch den Etat ergeben. Das heißt also mit bürren Worten nichts anderes als: Gebt und nur mehr Geld, das andere werden wir schon machen. Man scheint in Preußen-Deutschland seit dem verunglückten preuß. Schicksal eine gewisse Scheu vor der Gesetzgebung zu haben und scheint nunmehr administrative Wege einschlagen zu wollen. Nur der Etat wird durch Gesetz gemacht. Alles andere regelt sich dann aus diesem und — aus der Willkür der Regierung, wobei in diesem Fall noch die militärische Willkür, die jetzt schon in dem Dispositionen der Landesbesetzung eine sehr bedenkliche Rolle spielt, noch mehr ins Kraut schieszen würde.

Wunderliches Verfahren preussischer Minister bezüglich Entschädigung für unzulässig erhaltene Untersuchungs- oder Strafhaft. Bekanntlich hat der Staat, der sich als „Hort der Entwürde“ auszugeben beliebt, noch immer nicht die selbstverständliche Forderung auf Entschädigung jener unglücklichen Opfer der „Gerechtigkeit“ erfüllt, welche unzulässig in den Kerker geworfen worden sind. Einen rechtsonderrbaren Beitrag zu diesem lebenswichtigen Verfahren des Vaterland liefert folgende Zuschrift, welche die „Voss. Ztg.“ aus Königsberg erhielt:

„Zu dieser unangenehmen Unterlassung gefügt sich ein fast unbegreifliches Handeln auf diesem Gebiete; wie schon vor mehreren Monaten anderweit berichtet wurde, verhinberte der Staat in einem sehr schlagenden Falle das Eingreifen privater Thätigkeit zur Vergeltung erlittener Unbill, wo er selbst, die Hände in den Schößen legt.“ Der Fall war folgender: Der Stadtrat Dr. Walter Simon in Königsberg bestimmte 30.000 M. zu einer Stiftung, welche unzulässig verurtheilt (zunächst aus dem Oberlandesgerichtsbezirk Königsberg) Entschädigung für die durch das Strafverfahren, den Strafhaft und die Untersuchungshaft zu Unrecht verurtheilten Nachbarn gewähren und von dem Vorstande der Anwaltskammer des gebuchten Ober-

landesgerichtsbezirks verwaltet werden sollte; die endgültige Entscheidung über Gewährung und Höhe der Entschädigung war diesem Kammervorstande überlassen. Derselbe unterzog sich der ihm von dem Stifter zugedachten Aufgabe und überreichte der Behörde einen entsprechenden Statutenentwurf zur Herbeiführung der landesherrlichen Genehmigung, erhielt jedoch den Bescheid, daß die Minister des Innern und der Justiz die Befürwortung solcher Genehmigung abgelehnt hätten, weil das in den Rahmen der Stiftung fallende Gebiet nicht als ein solches angesehen werden könne, welches prinzipiell Vorzügen überlassen werden dürfe, ohne daß eine gesetzliche Regelung der ganzen Materie erfolgt wäre. Also der Staat wolle im Wege der gesetzlichen Regelung einschreiten, thut aber nicht; die private Hilfe darf nicht eingreifen; bleibt nichts übrig, als des alten Unrechts Verewigung.“

Ueber die Bergnütungs- und Genußsucht der herrschenden Klassen bringt das Sozialdemokratismus gewiß nicht verdächtige „Straßburger Tageblatt“ eine beachtenswerthe Auslassung. In Straßburg hatte in einer „katholischen“ Volkerversammlung ein Geistlicher, Superior Guerber, lang und breit geredet über das „allgemeine Verfallsstempeln des Wochenverdienstes durch die Arbeiter“. Genanntes Blatt läßt dem Herrn dafür folgende Abfertigung zu Theil werden:

„Die „gebildete Welt“, die glanceschuh-tragende Gesellschaft, vom Konfessionsstand bis zum faulenzenden Millionär- und Ministerjohn, die mit dem Fleiß ihrer Väter einen schändlichen Wucher treiben, sollte erst sich selbst verbessern und veredeln, sich selbst erst zur Sonntagheiligung erziehen, ehe sie so fürzuziehlich für die Arbeiter eintritt. Der Letztere schafft in den wenigen Stunden, die ihm die Arbeit übrig läßt, selbst genug an seiner sozialen und moralischen Veredelung und, wie Herr Guerber selbst zugab, mußte, daß das „Wochen einer anderen Welt“ auf dem Gebiete des Lebens der Arbeiter „zum Teil der Sozialdemokratie“ zu verdanken sei, so wird Jeder, der nicht wie der Vogel Strauß den Kopf in den Sand steckt, und der die Wahrheit liebt, weitgehend einverstanden sein, daß alle unsere neuen sozialen Gesetze, auch das der Sonntagruhe, in letzter Linie Schöpfungen des arbeitenden Volkes sind. Gewiß hat das religiöse Moment in letzterem Gesetz mitgewirkt, die leitende Idee war eine soziale, die Idee, daß es ein natürliches Erfordernis sei, den mühselthätigen Menschen nach Tagen rauber Mühe wenigstens einmal die Woche vor der Ausbeutung durch seine besserstehenden Mitmenschen — und wohlgerne auch Nichtchristen und Nichtkatholiken — zu retten. Unsere besseren Kreise, ihre Bergnütungs- und Genußsucht haben den Sonntag zu einem Herrenabbath gemacht. Die Zeiten, in denen der Bürger in schlichter Weise den Sonntag heiligte, hinaus in die Natur ging, Abends im Kreise der Seinen die süße Unmöglichkeit eines traulichen Helms genoss, sind vorüber. Es geht wohl noch genug solcher Familien, und zur Ehre unserer einheimischen

Bevölkerung mag es gesagt sein, daß gerade im Anschluß diese Sonntagseier von allen deutschen Staaten noch am zahlreichsten lebt, aber im Großen und Ganzen ist unsere gute Gesellschaft, insbesondere die jüngere Generation, verfeuert. Die Wirtschaften und Kneipen nehmen von Jahr zu Jahr will das andere an Frucht der Auslastung und geschmackvoller Bedienung überbieten; die öffentlichen Lustbarkeiten am Sonntag sind Region, grade auf diesen Tag sind die Eitelvorstellungen bei den kulturtrügerischen Metropolen, im Obengarten usw. mit den nachfolgenden „Nachbällen“ und dem „Kneipen der Kneipen“ angefüllt, und wer einmal Sonntag Nachts einen Gang durch Straßburger Straßen macht, wird mit größter Sicherheit bemerken können, daß alle jene Gestalten, die „fröhlich, heiter, guter Dinge“, oft schwankend und ein „Fräulein“ am Arm zu Bückeburg nach Hause schlenkern, zu 90 Prozent dem oberen Steuerklassen angehören.“

Wir haben dem nichts hinzuzufügen, als den Ausdruck unserer Freude, daß doch manchmal auch noch einer von denen, die nicht direkt zu uns gehören, sich ein freies Wort erlaubt.

Die todte Hand. Die „Zeitschrift des kgl. bairischen statistischen Bureau“ veröffentlicht eine sehr interessante Statistik der im Königreich Bayern vorhandenen Stiftungen nach dem Stande des Jahres 1889. Nach derselben beträgt das reinernde Vermögen der 18.159 ermittelten Stiftungen im Ganzen 429.752.221 M. Dem Stiftungswert nach entfällt von diesem Betrag fast die Hälfte — 48,1 Proz. — auf Wohlthätigkeit, und ein nicht viel kleinerer Betrag — 37,5 Proz. — auf Kultuszwecke. Ein Betrag von 61 Millionen Mark oder 14 Proz. dient Unterrichtszwecken, und nur 770.547 M. oder 0,2 Proz. sind gemeinnützlich oder sonstigen Zwecken bestimmt. Auch die Stiftungen zu Wohlthätigkeitszwecken haben fast sämmtlich nicht rein menschliches Wohlthun, sondern kirchliche Tendenzen im Auge. Nicht wohlthunend wirken diese 400 Millionen der „todten Hand“, sondern vielmehr lastet die todte Hand drückend auf der Gegenwart. Es ist ein Vermögen, mit dem aus den Gräbern heraus vermorbete Knochen und verfaulteste Ansehungen das Leben der Zukunft an die Gruft fesseln möchten. Die Kirche hat die Verwaltung fast dieses ganzen Vermögens, und zwar die katholische Kirche allein mit 88 Prozent desselben.

Oesterreich-Ungarn. Ein Ordnungs-Pfaffe, wie er im Buche steht, ist der Rektor eines Klosters in Eggenburg, Namens Mathias Bauginger. Derselbe hielt dieser Tage folgende Predigt:

„Sowie Jonas einst am Meere einen Sturm verschuldete, so verschuldet ein sündhafter Mensch bei uns einen Hagelsturm. Alle auf dem Schiffe waren fromm, nur Jonas war ein Sünder. Gott sandte einen schrecklichen Sturm und die Schiffer schwanden in großer Gefahr. Als sie dann den

Jonas ins Meer warfen, legte sich der Sturm. Auch hier war ein großer Hagelsturm und geschlug die Enten. Heute sollte hier eine öffentliche Volksversammlung tagen, einberufen von einem Schuster-gesellen. Dieser wollte unter uns die rote Fahne der Sozialdemokratie aufziehen. Dann unserem Bezirkshauptmann (1) ist es nicht gelungen. Doch soll er einen Retard an die Statthalterei gerichtet haben. Dieser Schustergehilfe hat sich unter uns geschlichen, wie Judas unter die Apostel. Er will uns auch verrathen und will hier einen sozialistischen Verein gründen. Ich warne alle Meister, solche Arbeiter zu halten und warne alle Gesellen, mit ihnen zu sprechen und zu verkehren. Im Winter werde ich selbst solche Versammlungen einberufen und alle Meister dazu einladen.“

Die Hezrede des Pfaffen hatte, wie unser Wiener Parteiorgan mittheilt, ihre Folgen. Am nächsten Tage wurde der Arbeitgeber des „Hundehalten“ Gesellen abermals zum Gemeindevorsteher berufen. Nach seiner Heimkehr kündigte er seinem Gehilfen die Arbeit.

So sehen wir auch in Oesterreich Regierungsorgane, Pfaffen und Unternehmer harmonisch arbeiten, wo es gilt, einem Klassenbewussten Arbeiter das angeblich „garantierte“ Recht zu rauben. Und das nennt man „geistigen Kampf“ gegen die Sozialdemokratie!

Schwyz. Das Ergebnis der Stadtrathswahlen in Zürich ist in der gestrigen Mittheilung nicht richtig wiedergegeben. Für Groß-Zürich waren am Sonntag zwei Körperschaften, der Kleine und der große Stadtrat, zu wählen. Die Wahl des Kleinen Stadtraths ist folgenbermählig ausgefallen. Es wurden gewählt: Vier Liberale, vier Demokraten und ein Sozialdemokrat. Stadtpräsident Pestalozzi wurde mit 10.438 Stimmen wieder gewählt. Das Ergebnis der Wahl zum großen Stadtrat war: 62 Freisinnige, 7 Konservativ, 34 Demokraten und 13 Sozialdemokraten. Zwei Sitze waren noch erforderlich.

Der Friedenskongress. Aus dem schreibt Frau von Suttner: „Am 18. August und 19. August verständigten wir uns, welche dadurch entstehen konnten, daß auf der Tagesordnung des Friedenskongresses die Nationalitätenfrage vorkam, sei darauf aufmerksam gemacht, daß das Präsidium beschlossen hat, den betreffenden Berichterstatter zwar die Freiheit zu lassen, ihre Ideen in Kürze darzulegen, daß aber jede Debatte darüber ausgeschlossen und diese Fragen zur Prüfung zurückgelegt, das heißt mit anderen Worten: vertagt werden. Das Präsidium im Einklang mit der überwiegenden Mehrzahl der Teilnehmer geht von dem Grundsatz aus, daß der Versuch, konkrete politische Fragen zu lösen, nicht in den Bereich der Friedenskongresse gehöre, und daß Diskussionen über solche streng fern zu halten seien.“

Der „Vossischen Zeitung“ wird gemeldet: Der Friedenskongress überwiegt die zu der Zeit gestern berathenen Frage der internationalen Schiedsgerichte

bracht wurde, der die Verhandlung abschneit. Mit großem Lärm setzten sich alle um den Soppalisch und griffen nach den Kassen. Die Kanne ging von Einem zum Andern, doch kaum hatte die Hohenstein sie ergriffen, als sie erblickend die Kanne wieder auf den Tisch stellte und mit einem leisen Schrei rüchlings auf Sopha fiel. Ihr Gesicht wurde noch palder, die Lider schlossen sich krampfhaft, während die Fleder auf ihren Wangen härter hervorstraten.

Bestürzt erhoben sich alle von den Stühlen, Brenner eilte sofort zu Klara:

„Was ist Dir?“ fragte er bestürzt.  
„Ich — muß — zu Bett — ich — habe —“, stöhnte sie, während ihre Wunden sich mühsam bed und senkte, als wollte er zerpringen. Brenner bot Alfred, bei Klara zu weilen, während er schnell zum Tisch eilte, um ihn mit heftigen Worten zu bitten, eins der Zimmer sofort im Stand setzen zu lassen.

Hildegard hatte das Kleid, das Korsett ihrer Kostüme geöffnet. Die Lösung schien der Kranken Erleichterung zu gewähren. Sie hörte auf zu leuchten. Traurig blickte Brenner auf die geliebte Kranke. Schwelgend setzte er sich neben das Sopha und beobachtete ängstlich jeden Athemzug der Frau. Als das Mädchen ihm sagte, daß das Zimmer fertig sei, brachte er Klara mit Alfreds Hilfe zu Bett. Dann ließ er in größter Eile zum Arzt, der neben dem Schlafhause auf dem Markt wohnte. Der Arzt ist nicht anwesend; er ist aber Land gefahren,“ sagte ihm das Mädchen. „Um zehn Uhr wird er vielleicht wieder da sein.“ Ein Schreck durchfuhr seine Glieder.

(Fortsetzung folgt.)

## Fenilleton.

(Nachdruck verboten.)

### Schauspielerend.

Novelle von Julius Fier.

(Fortsetzung.)

Das war das Ziel der Schauspielergesellschaft. Als der Wagen hielt, erschien in der Thüre des Hauses der Wirth, ein Mann mit stärllichem Bauche. Wärrisch begrüßte er die Gesellschaft.

„Sie kommen ja so spät, ich hätte Sie bereits vor zwei Stunden erwartet“, wandte er sich an Alfred, der im Verein mit Brenner erst Frau Hohenstein, dann Hildegard aus dem Wagen half.

„Wir haben Pech auf der Fahrt gehabt“, erwiderte Alfred, „unser Wagen ist in den Straßen gefahren. Na, Herr Wirth,“ fuhr er fort, nach dem er auch den Andern beim Absteigen behilflich war, „Sie können uns nur gleich die Betten machen lassen, wie sind völlig durchgeweicht.“

„Was? Betten? Bei mir können Sie nicht alle schlafen, ich habe nur noch zwei Zimmer übrig.“

„Nur zwei Zimmer“, wiederholte Alfred. „Aber Herr Wirth, Sie versprechen mir doch für die erste Nacht vier?“

„Na ja, aber ich kann doch meine Gäste nicht auf der Straße liegen lassen. — Seit gestern wohnt schon ein junger Mann auf Sie. — Heute sind mehrere Reisende angekommen, die immer bei mir verkehren.“

„Aber Herr Schuch, was sollen wir denn anfangen heute Abend, im Regen können wir und doch kein anderes Logis bezorgen? Sie hatten es mir doch sehr versprochen.“

„Versprochen — ja, versprochen — ja, aber meine Gäste gehen mit doch vor.“

„Aber was sollen wir denn anfangen?“

„Das ist mir gleichgültig. Ubrigens habe ich schon zu lange mit Ihnen gesprochen. Hier im Regen kann man sich ja erkalten.“

„Aber Herr Schuch, drei Zimmer werden Sie doch wenigstens beschaffen können. Bedenken Sie doch nur —“

„Ich was, sprechen Sie mit meiner Frau.“ Bei diesen Worten wandte er sich unwillig um und ging in die Küche, die neben dem Wohnzimmer gelegen war.

„Grober Hülz“, knirschte Alfred zwischen den Zähnen hervor. Eine Welle stand er allein auf der Schwelle und starrte auf die drei Straßen, dann wandte er sich um, und schritt auf das Zimmer zu, das der Hausknecht den Schauspielern angezeigt hatte.

Hier sah es bereits dunkel aus. Anna hatte der Kleinen auf zwei einander gegenüber gestellten Stühlen ein Lager zurecht gemacht; Frau Bräuse war sofort in die Küche geeilt, um die notwendigen Bekanntschaften zu machen. Jetzt trat sie freudestrahlend herein, eine Stulle mit Schinken in der Hand haltend, die sie mit vielem Vergnügen verspeiste.

Der Direktor ging mit großen Schritten auf und ab und betrachtete mit prüfender Miene die Bilder, die an den Wänden hingen.

Angelika saß einsam an dem Fenster, durch das man in die Gasse sehen konnte, und überblühte gelangweilt den leeren Raum. Brenner hatte Frau Hohenstein zum Sopha geführt, als der Hausknecht hereintrat, um eine der drei Petroleumlampen des Kronleuchters anzuzünden.

„Kommt denn der Kaffee nicht bald?“ fragte Anna ungeduldig.

„Weiß ich nicht“, war die Antwort. Der Knecht verschwand. Alfred trat ins Zimmer.

„Der Wirth hat nur zwei Stuben“, wandte er sich an Hildegard, „entweder Brenner oder ich werden uns ein Logis bezorgen müssen.“

„Das scheint hier recht heiter zu werden“, sagte er grimmig hinzu.

Brenner, der die Worte gehört hatte, trat zu Alfred hin:

„Was, nur zwei Stuben?“

„Ja“, erwiderte der Gefragte.

„Nur zwei Stuben — hastest Du denn keine Bekleid, als Du mit Deinem Vater hier warst?“

„Gewiß, aber der Schulf hat sie vermiethet an Reisende, natürlich — die können mehr bezahlen als wir. Konnte den Kerl gleich nicht ausfinden. Habe dem Alten gleich abgerathen. — Jetzt haben wir’s.“

„Ja, aber was machen wir denn da?“ murmelte Brenner traurig.

„Eine Stube muß der Direktor haben und die andere Du oder ich.“

Brenner schaute nach der Hohenstein, die er-maltet ihren Arm auf die eine Sophalehne gestützt hatte.

„Lieber Holmer,“ fuhr er fort, „ich‘ mit den Gefallen und überlaß mir das Zimmer für heute. Der Hohenstein ist heute sehr schlecht, ich kann sie gar nicht allein lassen. Nicht wahr, Helene Schwaaz,“ wandte er sich an Hildegard, „Sie haben doch nichts dagegen?“

„Ja — ich — erwiderte sie ängstlich, „ich möchte doch — was meinst Du, Alfred?“

Alfred antwortete: „Na, meinwegen, — ja, wohl, es ist Euch nöthiger, als uns. Wenn wir Kaffee getrunken haben, will ich mich in der Stadt umsehen. Vielleicht habe ich Glück.“

Brenner reichte Alfred und Hildegard dankend die Hand, als von einem Mädchen der Kaffee ge-